

Machiavellis Urteil über die Schweizer

Autor(en): **Dürr, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **17 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-112972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Machiavellis Urteil über die Schweizer.

Von Emil Dürr.

Machiavellis¹⁾ Bedeutung in der Geschichte der historisch-politischen Wissenschaften hat eine doppelte Ursache. Er ist der Begründer der modernen Politik, das heisst der modernen Lehre vom Staat und vom Staatsleben. Daraus fliesst aber auch der andere Ruhmestitel; wir verdanken dem im weitesten Sinne politisch geschulten Historiker Machiavelli eine Vertiefung der durch die Renaissance von den Griechen übernommenen und erneut gedachten pragmatischen Geschichtsauffassung. Denn Machiavellis Anschauung begnügt sich nicht mehr damit, die äusserliche Auswirkung der Geschichte festzuhalten und die geschichtliche Kraft

¹⁾ Ich zitiere die Werke, Relazionen und Briefe in folgender Weise:

Principe: Il principe di Niccolò Machiavelli . . . a cura di Giuseppe Lasio (in: Biblioteca scolastica di classici italiani, ed. Sansoni, Firenze), nach desselben Lasio textkritischer Ausgabe von 1899, Firenze 1909.

Discorsi: Opere di Niccolò Machiavelli, edizione Milano 1820—1821: vol. 3. Arte della guerra: ebenda, vol. 4.

Lettere: Lettere familiari di N. Machiavelli per cura di E. Alvisi, Firenze 1883.

Passerini e Milanese: Le opere di Niccolò Machiavelli per cura di (P. Fanfani) L. Passerini e G. Milanese, 6 vol., Firenze e Roma, 1876—1877.

Da bis heute weder die einzelnen Schriften noch das Gesamtwerk Machiavellis in allen Ansprüchen genügenden Ausgaben vorhanden sind, so können auch andere als die hier zitierten Ausgaben für die Belege nachgeschlagen werden; dies verbietet aber Zitate nach Seiten, statt dessen wird hier, mit alleiniger Ausnahme der Arte della guerra, nach Kapitel und Daten zitiert.

Villari, Pasquale, Niccolò Machiavelli e i suoi tempi. Bd. I (3. Ausg.), Bd. II u. III (2. Ausg.). Milano.

Die enge Umgrenzung des Themas erlaubt, wie mir scheint, darauf zu verzichten, die grosse Machiavelli-Literatur anzuführen. Für die Lebensgeschichte reicht Villari völlig aus. Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften, III. Aufl. 1912, Bd. VI, pag. 556, macht die wesentliche Literatur über Machiavelli namhaft. Ueber die Historiographie Machiavellis siehe E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911. Für die schweizergeschichtlichen Vorgänge kann im Allgemeinen auf J. Dierauer's Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft (2. Aufl.) und die hier reichlich aufgeführte Literatur aufmerksam gemacht werden.

allein im bewussten, rationalistisch bedingten Willen und Antrieb des historischen Individuums zu erblicken. Sein Bestreben bewegt sich vielmehr in der Richtung, von allem Individuellen abzusehen, an dessen Stelle die Masse und den Staat, also Gebilde höherer Ordnung mit Eigenleben zu setzen und das geschichtliche Werden und Geschehen aus allgemeinen Zusammenhängen und grossen historischen Wandlungen heraus zu verstehen, wofür die „Discorsi“ über die erste Dekade des Livius und die „Istorie fiorentine“ zeugen.

Selbstverständlich hat Machiavelli diesen Fortschritt in politischer und historischer Einsicht nicht ausschliesslich durch die Summierung seiner politischen Erlebnisse, der aktiven und passiven Teilnahme an der Geschichte seiner Tage, vollzogen. Gewiss machten sich die Abstraktionsfähigkeit und das Abstraktionsbedürfnis in diesem Florentiner herrisch geltend. Aber er hat doch auch sein gut Teil von Anregung, Schulung und Belegen für seine Anschauungen und Theorien in der Antike geholt. Die politische Erfahrung und das geschichtliche Studium sind also die beiden Wege, auf denen er zu seiner so fruchtbaren Auffassung der Welt und des Menschen gelangt ist. Hier liegen die beiden Erkenntnisquellen seines historisch-politischen Wissens.

Vergangenheit und Gegenwart gehen im Kopfe dieses Denkers einen engen Bund ein. Sie schaffen, bedeutsam genug, eine Anschauungsweise, die auch die Gegenwart selbst schon als Geschichte zu begreifen vermag. Darum sieht sie auch anders, tiefer und wirklicher als die in Pragmatik und Individuum befangene Historie etwa aus Bruni's Schule oder als der Politiker, der die Welt nur aus dem Augenblick heraus versteht und nur nach zwei Dimensionen überblickt. Weil Machiavelli fähig ist, wahrhaft überlegen in die Welt jener Tage hinein zu blicken, weil ihn das Gefühl für die Potenz der Dinge auszeichnet, und weil ihm der rücksichtslose Mut eignet, in der Wertung und Abstraktion auch beim unangenehmen politischen Ereignis von seiner Person abzusehen, aus all diesen Gründen gewinnt das Urteil dieses Florentiners über seine Zeit, über die Wandlungen und Mächte seiner Tage eine singuläre Kostbarkeit.

Es ist eben etwas anderes, ob wir den Eindruck und das Gewicht einer politischen Begebenheit nachkonstruieren müssen, oder ob wir dafür lebendiges und feinfühliges Zeugnis aus der Zeit selbst erhalten. Denn wir spüren hierin ihre Seele heraus, ihr Staunen, ihre Spannung, ihren Schreck und ihre Furcht vor den aktiven geschichtlichen Mächten. In solchen Zeugnissen äussert sich auch das Wertgefühl der Zeit gegenüber den Mächten und Geschehnissen, die sie erlebt und deren sie oft überhaupt nicht anders Meister wird als durch das Werten, unter Umständen gar durch ohnmächtiges Ein- und Abschätzen. Wenn solche Werturteile gar von einer so repräsentativen Persönlichkeit wie Machiavelli stammen, der das Ohr und den Sinn für seine Zeit wie kein zweiter besass, so beanspruchen sie, in erster Reihe befragt zu werden.

Man wendet vielleicht ein, alle Werturteile seien so gut zeitlich und national, wie individuell und persönlich bedingt. Selbstverständlich ist dies der Fall. Und es sei von vorneherein zugestanden und es wird besonders zu erweisen sein, dass diese Tatsache bei Machiavelli überaus deutlich in Erscheinung tritt. Aber wenn die persönliche Bedingtheit des individuellen Urteils einmal erkannt ist, so ist ja auch die Möglichkeit gegeben, die nötigen Abzüge und Aufrundungen zu machen. Es bleibt noch genug des Allgemeinzeitlichen.

Erstaunlich ist, wie selten diese Werturteile über Mächte und Geschehnisse seiner Zeit in der historischen Literatur so zu Ehren gezogen werden, wie ihnen gebührt. Jene zu berücksichtigen legt schon die eine Aufgabe der Geschichte nahe, nämlich die Vergangenheit wieder auferstehen zu lassen. Es ist aber nicht getan, wenn die Aussprüche Machiavellis über Persönlichkeiten und Mächte seiner Zeit einfach zusammengestellt werden, wie dies für Deutschland und die Schweiz geschehen ist. Des Florentiners Raisonement und Werturteil verlangen, im engsten Zusammenhang mit der Zeit gewürdigt zu werden und sind in ihrer besondern Richtung und damit in ihren Wandlungen und in ihrer Relativität nur verständlich, wenn das persönliche Verhältnis des Urteilenden zur Zeit klargelegt ist.

In solchen allgemeinen und besondern Erwägungen sehe ich die Berechtigung, als Dritter die Frage nach Machiavellis Urteil über die Schweizer zu stellen. In jenen Erwägungen ist auch die Kritik enthalten gegenüber den beiden ersten Versuchen, von Alexander Daguët: *Machiavel et les Suisses* (Musée neuchâtelois, 1877), und von Fritz Gysi: *Machiavelli und die Schweizer* (Wissen und Leben, 1915).

Machiavellis Leben umfasst die Spanne von 1469 bis 1527, summarisch gesprochen also die Zeit von den Burgunderkriegen bis zur Schlacht bei Pavia. Sie schliesst den Eintritt der Eidgenossenschaft in die grosse Politik, ihr Wachsen zur militärischen und politischen Grossmacht, die Machthöhe und den durch Marignano eingeleiteten Niedergang in sich. Während dieser Zeit ist die schweizerische Politik vor allem an Italien gebunden. Als Helfer und in eigener Sache sind die Eidgenossen seit dem Zuge Karls VIII nach Neapel, im Jahre 1494, bis zur Schlacht bei Pavia, 1525, in Italien erschienen. Das war die Zeit, da das neue politische, monarchisch gerichtete Europa aus dem Rahmen des anarchischen Spätmittelalters heraustrat und auf Kosten und unter Opferung Italiens einen neuen, einen Rahmen von imperialistischem Mass zu schaffen sich anschickte.

Zu sagen, die Eidgenossen hätten dem verwegenen, virtuos gehandhabten Gleichgewicht der italienischen politischen Welt des Quattrocento ein Ende gemacht, wäre falsch. Es mochte eine Zeit lang sogar scheinen, als ob sie für Italien die berufenen Restauratoren der Zeit von vor 1499 werden sollten. Trotzdem, in Summa: die Schweizer sind, oberflächlich gesprochen, als Mittläufer und Hauptsächer mitschuldig am Elend des damaligen Italiens, das Machiavelli im Jahre 1515 in leidvollem Pathos also schildert: „sklavischer als die Juden, untertäniger als die Perser, zerrissener als die Athener, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, ausgeraubt, zerfetzt, überlaufen und in jeglicher Weise ruiniert.“¹⁾

Wenn die Eidgenossen vor den Augen Machiavellis so gewaltig und eindrucksvoll in die Geschichte eingetreten sind und dort, wie sie der Zwang ihrer Geschichte trieb,

¹⁾ Principe, cap. 26.

gewirkt haben, so ist ohne weiteres zu erwarten, dass von den beiden Erkenntnisquellen Machiavellis — Studium und Erlebnis — die Historie der Schweizer von minderer Bedeutung gewesen ist. Es wäre dem Italiener von damals auch ziemlich schwer gewesen, sich in der Schweizergeschichte zu unterrichten. Es gab ja kein in Italien erschienenenes Buch, das hierüber mehr als dürftigen und gelegentlichen Aufschluss gegeben hätte, wie etwa Ennea Silvio Piccolominis Schriften. So ist es denn bei dem Florentiner besonders klein um das Wissen über den Ursprung der Schweiz bestellt. Aus der Lektüre der Klassiker hat er vom Kampf Caesars gegen die Helvetier gehört.¹⁾ Er betrachtet mit Recht die Schweizergeschichte als einen Spezialfall der deutschen Geschichte und ist sich darüber klar, dass die Entstehung der Eidgenossenschaft an den Gegensatz, an die Rebellion „von Freiburg und den Schweizern und ähnlichen“ gegen Oesterreich gebunden ist; auf dessen Kosten hätten sich die Schweizer vergrössert und sie hätten auch dann nicht unter das österreichische Joch gebeugt werden können, als Habsburg und das deutsche Kaisertum eins geworden wären. Diesen Kampf zwischen der Schweiz und Oesterreich hält Machiavelli als „den grössten und längsten der Kriege auf deutschem Boden.“²⁾ Wesentlicheres als dies Wenige weiss er über die Vergangenheit der jungen Grossmacht nicht. Und es sind Gründe zur Annahme vorhanden, dass dies Wissen auf Hörensagen beruht. Zu alledem ragte ja der eidgenössisch-österreichische Gegensatz noch in seine Zeit hinein; er hat als Dreissiger vom Schwabenkrieg gehört,³⁾ und im politischen Rasonnement der damaligen italienischen Politik wurde jene Feindschaft als eine historische Gegebenheit betrachtet, die über alle Opportunität und Wandlungen der Lage hinweg als gleichbleibende Grösse bestand. Und wenn er über eine ziemlich eingehende Kenntnis der Schlacht bei Arbedo⁴⁾ verfügt, so dürfen wir als seine Quelle wohl ohne Bedenken Corios Mailändische Geschichte annehmen; die Vertrautheit

¹⁾ Arte della guerra, pag. 419.

²⁾ Discorsi, lib. II, cap. 19.

³⁾ Lettere, Buonacorsi an Machiavelli, 27. Juli 1499.

⁴⁾ Discorsi, lib. II, cap. 18; arte della guerra pag. 304/5.

mit den Burgunderkriegen¹⁾ ist hingegen eine so summarische, dass es sich wirklich erübrigt, nach den Quellen zu fragen.

Das ist nun alles, was Machiavelli an geschichtlicher Kenntnis über unser Volk aufbringt — sofern seine Mitteilungen überhaupt deren Summe geben, was ich für diesen Fall vermuten möchte. Es ist auch kaum anzunehmen, dass seine italienischen Zeitgenossen wesentlich mehr gewusst haben. Für das gelehrte und allgemeine Italien hat die Schweiz erst gegen Ende des XV. Jahrhunderts zu existieren begonnen. Nur Mailand befand sich in dauernden geschichtlichen Berührungen mit den Eidgenossen. Die übrigen italienischen Mächte hatten sich im Laufe des Quattrocento gewöhnt, sie als mögliche Verbündete gegen die Visconti und Sforza einzuschätzen, zu begrüßen und zu benutzen: so Savoyen-Piemont, Florenz, Papsttum und Venedig; aber das blieb bei den Fürsten, in den Kanzleien und bei den Räten.

Die grosse Offenbarung der militärischen Kraft der Eidgenossen auf italienischem Boden war der Zug Karls VIII nach Neapel, an dem die Eidgenossen ihren lebhaften und wirksamen Anteil als Söldner im französischen Heere genommen haben. Am 17. November 1494 sind ihrer einige Tausende mit den französischen Truppen, zu sieben gereiht, dröhnenden Schritts, unter mächtigem Trommelschlag, dass es in den engen Gassen unheimlich rauschte, bestaunt und bewundert in Florenz eingezogen.²⁾ Und was diese Schweizer auf dem Rückzug über den Apennin und auf dem Schlachtfeld von Fornuovo geleistet, dass sie das französische Heer und den König gerettet haben, das zu erfahren waren die Florentiner auch in der Lage. An solche Erscheinungen mochten sich die ersten Eindrücke Machiavellis von den Schweizern heften: ein Volk von typisch kriegerischer Veranlagung dank hervorragender physischer Leistungsfähigkeit.

Von diesem bösen Jahr Vierundneunzig ab sind die Schweizer in Italien heimisch geworden; sie sind aus Er-

¹⁾ Discorsi, lib. III, cap. X.

²⁾ La spedizione di Carlo VIII in Italia, raccontata da Marin Sanudo, Archivio Veneto vol. III, pag. 133 ss.

werbtrieb und Abenteuerlust freiwillig gekommen, alsdann als Verbündete, schliesslich eigenwillig in eigener Sache. Die Franzosen haben, brutal gesprochen, den Artikel Schweizer in Italien allgemein eingeführt. Was sie mit ihnen erreicht haben — sie haben ein Herzogtum und ein Königreich erobert und die Hegemonie über Italien aufgerichtet —, das hat die Schweizersöldner begehrenswert gemacht.

Dieser Tatsache verdankt es auch Machiavelli, dass er mit ihnen unmittelbar in Berührung gekommen ist. Im Sommer 1500 haben die Florentiner ein zweites Mal versucht, sich der 1494 freigewordenen Stadt Pisa wieder zu bemächtigen. Eines eigenen Heeres bar, haben sie sich von den Franzosen Schweizer und Gascogner verschrieben und in Sold genommen. Aber das Unternehmen ist kläglich misslungen; die florentinische Verpflegung spielte schlecht; es fehlte an Lebensmitteln, an Wein und wieder an Wein. So sind die Gascogner davon gelaufen, und die Schweizer haben ihre Meuterei so weit getrieben, dass sie erst mit Beschlagnahme der florentinischen Artillerie gedroht, dann den florentinischen Kommissär gefangen gesetzt, auf dessen eigenes Risiko aus ihm den Sold für ein halbes Tausend aus Rom eigenmächtig herbeigezogener Schweizer erpresst haben und dann einfach nach dem Norden abgezogen sind. Diesem Gebahren hat Machiavelli als Sekretär der Heereskommission beigewohnt.¹⁾ Und wenn er damals für das verwegene Selbstbewusstsein der Schweizer keine eigene Formel gefunden hat, die Schweizer haben sie ihm selbst geliefert. „Ihre militärische Kraft sei der der Römer gleich,“ haben sie sich zu einem Freunde Machiavellis damals geäussert. „Warum sie es denn nicht eines Tages tun könnten wie die Römer? Sie hätten Frankreich zu allen bisher gewonnenen Siegen verholfen, und sie wüssten nicht, warum sie nicht eines Tages auf eigene Rechnung kämpfen könnten.“²⁾

¹⁾ Passerini e Milanese, III: commissione in campo contri i Pisani. Zur Sache siehe Villari, 340 ff. samt Anmerkungen und Verweisen.

²⁾ Lettere, Machiavelli an Vettori, 10. Aug. 1513: „E Pellegrino Lorini mi disse già che quando si venneno con Beaumont a Pisa, spesso havieno ragionamento seco della virtù della milizia loro, et che l'era simile a quella de' Romani, et quale era la cagione che non potessino fare un di come i Romani; vantavansi d'haver dato a Francia tutte le vittorie haveva haute fino

Anderthalb Jahre später ist Machiavelli den Schweizern wieder im Heere Cesare Borgias, des verwegenen und verbrecherischen Papstsohns begegnet, hat zusehen müssen, wie der Verrat von Sinigaglia, dieses Musterstück politischer Praktik der Renaissance, gerade nur möglich gewesen ist dank der schon anwesenden und der schliesslich zum grossen Zweck eilends bestellten tausend Schweizer.¹⁾ Es ist kein Zweifel, die Bürgschaft für das Gelingen des Verrats hat Cesare in der Anwesenheit der Schweizer gesehen. Denn unmittelbar nach deren Eintreffen hat das Stück zu spielen begonnen. Es ist auffallend, dass darauf noch nirgends geachtet worden ist.

Die unbedingte Zuverlässigkeit beim Verrat von Sinigaglia hatte erwiesen, dass die Schweizer einer grossen, durchgreifenden Persönlichkeit treu ergeben waren. Diese Tatsache fand Machiavelli bei den Schweizern im Dienste Papst Julius II. bestätigt. In Rom sah er sie als päpstliche Leibwache,²⁾ im Sommer 1506 haben sie unter seinen Augen an dem denkwürdigen Feldzug dieses Papstes nach Umbrien und in die Romagna teilgenommen³⁾ und so die Wiederherstellung des Kirchenstaates mit in die Wege geleitet. Schliesslich fand der Florentiner die ihm bekannten kriegerischen Gestalten wieder am französischen Hofe als königliche Garde.⁴⁾

Bis dahin hatte Machiavelli die Schweizer nur kennen gelernt als höchst leistungsfähige und darum gesuchte Soldaten, als Söldner auf ihren Lohn erpicht — warum sollten sie Krämern und Königen ihr Leben schenken für eine Sache, die sie nichts anging? —, auf gute Behandlung dringend und in ihrem Ehrbegriff empfindlich. Im übrigen robuste, verwegene Gesellen.

a quel di, et che non sapevano perchè non potessino un giorno combattere per loro proprio.“

¹⁾ Passerini e Milanese IV: Legazione al duca Valentino in Romagna: Machiavelli an die Zehn von Florenz. 1., 3., 8., 14., 26., 26. Novb., 23. Dezb., 31. Dezb. [(?), nr. 85].

²⁾ Passerini e Milanese V: Legazione seconda presso la corte di Roma, Machiavelli an die Zehn in Florenz, Cesena. 5. Oktb. 1505.

³⁾ Ebenda.

⁴⁾ Passerini e Milanese VI: Machiavelli an die Zehn von Florenz, Blois, 3. Aug. 1510.

Um die Wende des Jahres 1507 auf 1508 hat Machiavelli nun auch die Heimat dieser Soldatenrasse gesehen. Als florentinischer Agent zu König Maximilian nach Schwaben und Tirol geschickt, hat er auf der Reise in den letzten Dezembertagen auch die Schweiz in etwa fünf Tagen durchquert, von Genf nach Freiburg — und wohl über Bern, Zürich — nach Schaffhausen und Konstanz. Er hat sich dabei nicht allein um das damals aktuellste Problem bekümmert, wie sich die französischen und die deutschen Sympathien und Parteinahme unter die damals 12 Orte verteile, sondern auch festgestellt, dass die öffentliche und private Eidgenossenschaft von den geldspendenden französischen Gesandten vergiftet sei, und dass sich die Tagsatzung in leidiger Verlegenheit im Zwiespalt der deutschen und französischen Richtung bewege, der einen gerne auf dem Römerzug nach Italien dienen und die andere nicht vor den Kopf stossen wolle. Doch nicht nur das.

Der Florentiner hat sich besonders durch einen Freiburger Staatsmann über die Verfassung der Schweiz unterrichten lassen, von deren Zusammensetzung aus 12 Orten und den beiden Klienteleidgenossenschaften Graubünden und Wallis erfahren. Es war aber doch Schönfärberei von seiten jenes Freiburgers oder beruhte auf einem Missverständnis Machiavellis, wenn dieser meint, ein Tagsatzungsbeschluss sei für alle Orte bindend, und dass sich ihm kein Ort widersetzen könne. Schon eher war zutreffend, dass die Walliser und die Graubündner in ihrer auswärtigen Politik selbständig und nur gebunden wären, defensiv für ihre Verbündeten in der Eidgenossenschaft einzutreten, „zur Verteidigung ihrer Freiheit“. Im Uebrigen hat Machiavelli sich unterrichten lassen über die Wehrkraft der Kantone, über deren summarische Stärke bei Auszügen in eigener Sache und in Verteidigung — 48,000 Mann — und im Auszuge im Bunde oder Solddienst auswärtiger Mächte — 12 bis 18,000 Mann.¹⁾

Diese Reise und der Aufenthalt im Lager Maximilians haben Machiavelli auch erlaubt, sich eine genaue Anschauung

¹⁾ Passerini e Milanesi V: Machiavelli an die Zehn von Florenz, Bolsano (Bozen), 17. Jan. 1508.

über die internationale Stellung der Schweiz und besonders über deren Verhältnis zum Reich zu machen.¹⁾

Es ist für Machiavelli je und je eines der grossen Probleme gewesen, wie ein an bürgerlicher, wirtschaftlicher und soldatischer Kraft so reicher Staatskörper, wie das damalige Deutschland, im Rat und bei der Tat der europäischen Mächte so wenig galt. Nach seiner Auffassung müssten Städte, Fürsten und König vereint, oder Städtetum und Königtum allein, Deutschland unbedingt zu seiner Geltung verhelfen. Wenn nur nicht die Schweizer wären und die deutsche Uneinigkeit!²⁾

Das Reich und hinter ihm Habsburg waren eben damals ganz besonders gegen den Süden und den Westen hin in Anspruch genommen. Deswegen gerade aber musste die zwischen Deutschland und den romanischen Mächten gelegene Schweiz in allen deutsch-internationalen Fragen in Berechnung gezogen werden.

Machiavelli wäre nun aus formalpolitischen Gründen durchaus geneigt gewesen, ohne weiteres ein Zusammengehen der freiheitlich-demokratisch fundierten Eidgenossenschaft und der deutschen Reichsstädte gegen die Fürsten anzunehmen. Aber die Realität lehrte ihn anders: „für den Fall einer allgemeinen Konflagration auf deutschem Boden“ — hiess es — „würden die Schweizer von ganz Deutschland, die Kommunen von den Fürsten und die Fürsten vom Kaiser als Feinde betrachtet werden.“³⁾ In diesem dreifachen Gegensatz erblickt Machiavelli einen der Hauptgründe für die Macht der Schweizer und die Ohnmacht des habsburgischen Königs; er erinnert an den Schwabenkrieg. Die Erklärung für die eigentümliche Tatsache, dass die schweizerischen und deutschen Kommunen wohl denselben Grund der Freiheit und der Feindschaft gegen die Fürsten besitzen, aber trotzdem nicht einig gehen können, sieht Machiavelli darin, dass die deutsche Stadt in ihrem Regiment aristokratisch ge-

¹⁾ Ebenda: Rapporto delle cose della Magna fatto questo dì 17 giugno 1508, pag. 313, und: Discorso sopra le cose della Magna e sopra l'imperatore. Ferner: Ritratti delle cose della Magna.

²⁾ Ebenda, Rapporto, pag. 319.

³⁾ Ebenda.

blieben sei, währenddem die schweizerischen Städte, und sagen wir hauptsächlich die Länder, zur unmittelbaren Volksherrschaft vorgedrungen sind.¹⁾ Die Feststellung des Gradunterschiedes im geringern oder grössern Mass an Demokratie mag im allgemeinen stimmen; es ist auch genugsam erwiesen, dass schon zu Ausgang des XV. Jahrhunderts die Länder nachgerade genug Städte — setzen wir Aristokratien — im eidgenössischen Bunde sahen; aber letzten Endes trägt doch die Atomisierung des deutschen Reiches, die hiermit bewirkte Vergrösserung der politischen Entfernungen und die dadurch heraufgeführte verminderte Zwangsläufigkeit von Bündnen den Rhein hinüber und herüber die Schuld am Auseinandergehen der schweizerischen und deutschen Kommunen. Machiavellis Feststellung einer gewissen grundsätzlichen Feindschaft der Schweizer gegen die Aristokratie im Fürstentum und Städtetum bleibt, jene Korrektur vorgenommen, doch unzweifelhaft, denn der Florentiner hat Recht: „jeder Mensch ohne Unterschied erfreut sich bei den Schweizern einer vollständigen Freiheit, abgesehen von denjenigen, die in den Behörden sitzen.“ Man denke aber daran: Machiavelli hat nur die souveränen Orte im Auge! Als modernes Moment in der schweizerisch-deutschen Feindschaft macht er übrigens mit Recht die Konkurrenz im Waffenhandwerk namhaft: „es sind auch alle jene Leute in den deutschen Städten den Schweizern Feind, die vom Krieg leben, getrieben durch einen natürlichen Neid, indem sie glauben, sie seien weniger im Waffenhandwerk geehrt als diese, derart, dass man in einem Lager weder so wenig noch so viel versammeln kann, ohne dass sie hintereinander geraten.“²⁾ was wir begreifen wollen in Anbetracht des notorischen Unheils, das der Neid gegenüber der Schönheit in

¹⁾ Ebenda: E par forse strana a dire che gli Svizzerie, le comunità siano inimiche, tendendo ciascheduna di loro ad un medesimo segno di salvare la libertà e guardarsi da' principi; ma questa lor disunione nasce, perchè gli Svizzeri, non solamente sono inimici ai principi come le comunità, ma eziandio sono inimici ai gentiluomini, perchè nel paese loro non è dell' una, nè dell' altra spezie e godendosi senza distinzione veruna d'uomini, fuor di quelli che seggono nei magistrati una libera libertà. Ebenso Ritratti, pag. 326.

²⁾ Ebenda, pag. 320 und 326.

der Welt schon angerichtet hat; denn Machiavelli glaubt feststellen zu können: „die deutschen Fussoldaten sind sehr tüchtige und gutgewachsene Leute, im Gegensatz zu den Schweizern, die klein sind, schmutzig und unschön.“¹⁾ Machiavelli denkt da gewiss vor allem an die Bauern und Hirten, die sich vom Lande und ab den Alpen, vor allem aus der Innerschweiz, wohl sicher ohne grossen kriegerischen Putz, in die fremden Dienste vom Gotthard herab wie ein Waldwasser ergossen haben.

Es ist andauernd die Verfassungs- und Wehrfrage, die Machiavelli interessiert, und wie er im Jahre 1510 Gelegenheit hat, von Frankreich aus und in französischer Beleuchtung, wie vorher in deutscher, sich seine Gedanken über die Schweiz zu machen, da stellt er fest: „Frankreich fürchtet die Schweizer wegen ihrer Nachbarschaft und wegen plötzlicher Einfälle, deren sie fähig sind, sehr. Wegen ihrer Geschwindigkeit (wohl besser: ständigen Kriegsbereitschaft) ist es unmöglich, bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen. Sie ziehen Plünderungen und Streifzüge andern vor; denn da sie weder Artillerie noch Kavallerie besitzen und die ihnen benachbarten französischen Plätze befestigt sind, machen sie keine grossen Fortschritte. Und dann eignen sich die Schweizer ihrem Wesen nach besser zum Feldzug, zur Schlacht, als zur Belagerung und Verteidigung fester Plätze.“ Worauf sich dann die Franzosen in ihrer Kriegführung einrichteten und die Schweizer in Verpflegungs- und Rückzugsschwierigkeiten brächten,²⁾ ein Urteil über die gewöhnliche schweizerische Kriegführung, wie es treffender nicht zusammengefasst werden könnte und ihren Vorzügen und Nachteilen durchaus gerecht wird. Es wird uns selbst aber der Grund dieser Art Kriegführung klar: er ist in der Bewaffnung gegeben, und diese selbst ist wiederum von zwei Haupt-

¹⁾ Ebenda, pag. 329.

²⁾ Passerini e Milanese VI: *Ritratti delle cose della Francia*, pag. 303: Teme assai la Francia de' Svizzeri per la vicinità loro, e per i repentini assalti che vi possono fare; a che non è possibile per la prestezza loro, potere provvedere a tempo. E fanno loro piuttosto depredazione e scorrerie che altro, perchè non avendo nè artiglierie nè cavalli, e stando le terre francesi, che gli sono vicine, bene munite, non fanno grandi progressi. E poi la natura degli Svizzeri è più atta alla campagna, ed a fare giornata che all'espugnare e defendere terre . . .

bedingungen abhängig: vom Terrain, auf dem das schweizerische Waffenhandwerk gewachsen ist, und im Mangel an Kapital für die moderne grosszügige Kriegsführung, die der Artillerie und Kavallerie benötigte.

So hat Machiavelli über das politische und militärische Wesen des eidgenössischen Staatswesens und über dessen Leute, über dessen politische Stellung gegenüber Frankreich und Deutschland sich bis zum Jahre 1510 mannigfach unterrichtet, für sie eine gewisse Kuriosität und eine mehr oder weniger platonische Bewunderung aufgebracht, wie sie zum Ausdruck kommen in seinen Briefen an die florentinischen Behörden, in den Relazionen und in seinen beiden Darstellungen der französischen und der deutschen Verhältnisse.

Seine Stellung wurde anders, seit etwa 1509 die Hegemonie Frankreichs über Oberitalien nach der Niederwerfung Venedigs volle Tatsache geworden, seit aber auch die Schweizer durch die französischen Machthaber in Mailand eine Gefährdung ihrer tessinisch-lombardischen Interessen zu befürchten hatten und, halb aus eigenem Willen, halb von Ludwig XII. herausgefordert und schliesslich im Bunde mit Julius II., selbständig in die italienischen Geschicke eingriffen, im grossen Pavierzug des Jahres 1512 die Franzosen aus Oberitalien hinausfegten und ihren Sieg im folgenden Jahr unter den Mauern Novarras glänzend und unzweideutig bestätigten. Damit hatten sich nun die Eidgenossen an Stelle der französischen Herrschaft — sie hat von 1499 bis 1512 gedauert — als oberitalienische Vormacht in der Form eines Protektorats über den restaurierten Staat der Sforza etabliert und waren durch den innern Sinn der Lage zu einer eigentlichen italienischen Macht geworden, neben der politischen Kraft Julius II. die in Italien ausschlaggebende militärische Erscheinung.

Die Mächteverschiebung auf italienischem Boden hat Julius II. im Bunde mit Spanien dazu benützt, die florentinische Republik zu brechen. Sie hatte seit 1494 von Frankreichs Graden gelebt und hatte das französische schismatische Konzil auf toskanischem Boden geduldet. Um die französisch-republikanische Partei auszumerzen, Frankreich in Florenz den Boden zu entziehen, verhalf der Papst den Medici

und ihrem System der verkappten Familien- und Gewalt-herrschaft wieder zur Rückkehr. Damit war das republikanische Regiment nach 18jähriger Dauer wieder gestürzt, und gestürzt und verdächtigt waren alle Träger und Stützen dieses Regiments. Darunter nun auch Machiavelli, der den Medici als Erzrepublikaner erschien und der deshalb für gut fand, sich aus der Stadt auf sein einfaches Landgut zurück-zuziehen.¹⁾ Für ihn schien die politische Laufbahn ein für alle Mal unterbrochen zu sein, wenn nicht auf eine Wiederkehr der Franzosen und in deren Gefolge auf die Wieder-aufrichtung der reinen Bürgerrepublik zu rechnen war. Der „Principe“ darf eben nicht darüber hinweg täuschen — und dessen Entstehungsgeschichte verbietet es —, dass Machiavelli im Grunde seines Herzens geborener Republikaner war, sich vor allem als Bürger eines souveränen Freistaates fühlte und ein wohlbegründetes florentinisches Selbstbewusstsein und einen Bürgerstolz von edlem Mass sein eigen nannte.

Dies muss man sich stets gegenwärtig halten, wenn man Machiavellis Stellung zur neuen Lage in Italien verstehen will, muss nie ausser Acht lassen, dass der Sturz der florentinischen Republik mittelbar eine Folge der schweizerischen Siege und dass er das unmittelbare Werk eines Papstes war, der die Eidgenossen nach Italien gerufen hatte. Nun aber hat Machiavelli das politische Papsttum stetsfort als das Krebsübel Italiens betrachtet, insofern es sich selten im Stande gesehen hatte, sich selbständig in Italien zu behaupten und deswegen gezwungen gewesen war, fremde, ultramontane Mächte auf italienischen Boden zu rufen, von Pipin dem Karolinger an, über die Angiovinen hinunter zu den Franzosen und Schweizern.²⁾ Dies alles aber mit der letzten Wirkung, weil es doch nicht als Priestermacht Italien zu beherrschen vermocht, dafür die Einigung Italiens oder eine italienische Hegemonie unter einer italienischen Republik oder einem Fürsten hintertrieben hat. In Machiavellis Augen erschienen nun die Schweizer wiederum als Werkzeuge der typischen päpstlichen, säkular befolgten

¹⁾ Villari, vol. II, pag. 182.

²⁾ Stellen hierüber: Disc. lib. I, cap. 12; lib. II, cap. 22, und „Istorie fiorentine“, lib. I, am Anfang.

Machenschaft. Und wenn er damit historisch die Verantwortung und den Eigenwillen der Schweizer, die Notwendigkeit von deren Intervention in der Lombardei verkannte, er hat eben aus einer allgemeinen politischen Ranküne heraus und als depossedierter Republikaner das Schuldverhältnis nach der Frage festgestellt: Wem hat's genützt? Die Tatsache der päpstlichen Hegemonie in Italien schien deutlich genug das Schuldverhältnis festzustellen. „Denn wenn die Franzosen nicht zurückkommen“, schreibt er in den Tagen nach Novarra, „so sehe ich in unserm politischen Unglück kein Heil mehr und ich will nun mit Euch anfangen, unsern Ruin und unsere Knechtschaft zu beweinen, die wir, wenn nicht heute und morgen, so doch in unsern Tagen noch erleben werden. Und das hat Italien dem Papste Julius zu verdanken und denen, die heute nicht helfen, wo sie helfen könnten.“¹⁾

In den Jahren 1513 und 1514 hat Machiavelli, fern von den Geschäften und dem Strom des politischen Lebens, leidend unter der Untätigkeit, in Schmerz ob dem Sturze der Republik, in Angst um das einer neuen Fremdherrschaft unterworfenen Italien, mit seinem Freunde Francesco Vettori²⁾ über die Lösung der italienischen Frage korrespondiert. Und diese lautete: wie kann Italien wiederum beruhigt und nach Möglichkeit sich selbst wieder gegeben werden, wie wird es seine Selbstbestimmung wieder finden?

Die italienische Frage bestand für den Patrioten darin, die Möglichkeiten aufzuweisen und durchzuführen, durch die der Zustand von Italien auf die Zeit von vor 1494 zurückgeführt werden möchte. Mit andern Worten: die Frage war, wie der doppelten Fremdherrschaft in Italien ein Ende bereitet werden könnte. In Mailand sassen die Schweizer, nach Mailand versuchten möglicherweise die Franzosen zurückzukehren; in Neapel drunten und im tyrrhenischen Meer herrschte seit 1501 die kraftvolle spanische Monarchie; Mittel-

¹⁾ Lettere, Machiavelli an Vettori, Florenz, 26. Aug. 1513.

²⁾ Francesco Vettori (geb. Florenz 1474, † 1539), gemässigter Anhänger der Medici, früh in Staatsgeschäften tätig, auch mit Guicciardini befreundet, Verfasser des überlegenen und bedeutsamen „Sommario della Storia d'Italia dal 1511 al 1527“ (siehe: Archivio storico italiano, appendice VI, 1848).

italien lag im Bann und Spannungsfeld der landesfremden europäischen Vormächte. Für die italienischen Staaten — Mittel- und Kleinstaaten — schien bei deren militärischer Ohnmacht nur erzwungene Parteinahme oder gefährliche Intrigue als politische Betätigung zu bleiben.

In der Frage, wie solchem schmachvollen Zustand ein Ende bereitet werden könnte, waren die beiden Freunde Machiavelli und Vettori darin einig, dass das mailändische Problem von kapitaler Wichtigkeit wäre, das neapolitanische ihm fast gleichkäme.¹⁾ Da aber Vettori, als sein Gedankenaustausch mit Machiavelli stattfand, als florentinisch-medicischer Gesandter in Rom weilte, wurde das heikle päpstlich-kirchenstaatliche Problem kaum gestreift, wiewohl es eigentlich unter Julius II. im Zentrum gestanden hatte. Ausdrücklich sei gesagt: gestanden hatte. Denn Julius II. war nun gestorben; in Rom und auf dem päpstlichen Stuhl hat er im Medicäer Leo X. einen Nachfolger gefunden (März 1513). Hingegen haben seine politische Erbschaft in Italien zweifellos die Schweizer angetreten, wenn auch weniger durch politisch-diplomatische Mittel, als kraft ihrer Waffengewalt und tatsächlichen Beherrschung Mailands und der Lombardei, die durch die Schlacht bei Novarra am 6. Juni 1513 dauernd zu werden schien.

Der Eindruck dieser Schlacht auf die beiden Florentiner war, wie übrigens in ganz Italien, ein gewaltiger. Meint doch Vettori: „Die Schweizer haben mich so überzeugt und gewonnen, dass ich mir nicht vorstellen kann, welches Heer man ihnen noch gegenüber stellen kann.“²⁾ „Ich stelle die Schweizer über alle Könige.“³⁾ Und Machiavelli sass der Erfolg der Schweizer und die Furcht vor der schweizerischen Hegemonie, wie sich erweisen wird, tief in den Knochen.

Für beide Freunde war in Anbetracht der neuen Lage im Jahre 1513 der Kardinalpunkt der Frage, ob die lombardische Frage mit den Franzosen oder dauernd gegen die französische Krone gelöst werden sollte. Hingegen waren beide darin einig, dass die Schweizer die Lombardei räumen müss-

¹⁾ Darüber besonders die Briefe der Beiden ab 20. Juni 1513.

²⁾ Lettere, Vettori an Machiavelli, Roma, 27. Juni 1513.

³⁾ Ebenda, dieselben, 12. Juli 1513.

ten; das verstand sich im Interesse Italiens für beide. Vettori dachte mehr an friedliche Mittel, an Verträge und Pensionen, an eine Art mailändischen Tributs. Machiavelli hielt hingegen das Eingreifen und die Rückkehr der Franzosen zur Vertreibung der Schweizer für unumgänglich notwendig, wendete hundert Gründe dafür auf und musste den einen verschweigen: Die Hoffnung auf die Restauration der florentinischen Republik mit Hilfe der französischen Lilien. Ob er im Innersten auch Weiterungen gegen Leo X. als Mediceer und Papst erhofft hat? Das läge durchaus in Machiavellis Gedankenrichtung und in der politischen Situation der republikanischen Partei innerhalb und ausserhalb von Florenz.

Vettori schätzte das politische Interesse der Eidgenossen an Mailand also ein: „Sie haben den Endzweck, nach Gutdünken nach Italien zu kommen, den Herzog auf ihrer Seite zu wissen und aus ihm alljährlich mächtige Pensionen zu ziehen; sie wollen keinen Nachbarn, den sie zu fürchten haben, sondern sie wollen von den Nachbarn gefürchtet sein und übrigens lassen sie sich aus Bedürfnis nach Ansehen und Ruhm stark leiten,¹⁾ ein Urteil, das man in seiner Beschränkung auf das Politische ruhig gelten lassen darf. Im Uebrigen teilte er die sehr weitgehenden Befürchtungen Machiavellis hinsichtlich der Schweizer nicht: „Ich gehöre zu denen, die die Schweizer stark fürchten, habe aber nie daran gedacht, sie könnten zweite Römer werden . . .; denn: versenkt euch nur in die Politik und in die vergangenen Republiken und ihr werdet sehen, dass eine so zersplitterte Republik (wie die Eidgenossenschaft) keine Fortschritte machen kann; hierfür sieht man darin den Beweis, dass sie die ganze Lombardei, so leicht es ihnen jetzt gewesen wäre, nicht genommen haben; denn, sagen sie, das wäre ihr Vorteil nicht.“ Sie machten nun wohl keine Untertanen, wollten aber auch keine Verbündete mehr, denn sie wollten die Pensionen nicht noch in mehr Teile teilen; auch wäre es für sie kein Vorteil, Untertanen zu regieren, weil sie darob uneinig würden und sie dafür eine kostspielige Verwaltung einrichten müssten; so zögen sie eben Pensionen vor. Im Uebrigen missverkenne er nicht, dass sich eine kleine und einige Re-

¹⁾ Lettere, Vettori an Machiavelli, 12. Juli 1513.

publik durch ihr Wachstum selbst ändern, also gefährlich werden könne.¹⁾ Vettori hat damit auf das Problematische der schweizerischen Expansion mit sicherem Instinkt hingewiesen, und wenn ihm Machiavelli damals nicht Recht geben durfte und wollte, später hat er sich in den Discorsi doch zu Vettori's Auffassung bekehrt.

Das war die Antwort Vettori's auf ein entsprechendes Raisonement Machiavellis gewesen. Dieser hielt die Anwesenheit einer starken Macht in der Lombardei für unbedingt notwendig: „denn jedes Mal, wenn man in Mailand einen schwachen Herzog lässt, so wird es eben nicht dem Herzog, sondern den Schweizern gehören.“²⁾ Und mit den Schweizern würde man mit den Mitteln, die Vettori vorschläge, nicht so leicht fertig werden; er solle nur daran denken, wie die Menschen und die Mächte der Welt und besonders die Republiken gern zu wachsen pflegten: „Ihr werdet sehen, wie es den Menschen zuerst völlig genügte, sich selbst verteidigen zu können und nicht von andern beherrscht zu werden; von hier macht man sich daran, andere anzugreifen und andere zu beherrschen. Die Schweizer waren ursprünglich zufrieden, sich gegenüber den österreichischen Herzögen verteidigen zu können, was ihnen Achtung im eigenen Haus eingebracht hat; dann waren sie es zufrieden, dass sie sich gegenüber Karl dem Kühnen haben verteidigen können, was ihren Namen über die Grenzen getragen hat. Dann haben sie sich damit beschieden, Solddienst zu tun, um ihre Jugend in Kriegsübung zu halten und um Ehre zu gewinnen; das hat ihren Ruhm erhöht, hat sie kühner gemacht, weil es sie mit mehr Land und Leuten vertraut und unterrichtet gemacht hat, und das hat in ihnen zudem einen ehrgeizigen Sinn und den Willen, auf eigene Rechnung zu kämpfen, erweckt.“³⁾ Er erinnere sich daran, wie sie sich vor Pisa mit den Römern verglichen und vom Tag gesprochen haben, da sie auf eigene Rechnung Krieg führen würden. „Heute ist diese Gelegenheit erschienen; sie sind in die Lombardei gekommen unter dem Vorwand, den Herzog Maximilian wieder einzusetzen,

¹⁾ Lettere, Vettori an Machiavelli, (Rom) 20. August 1513.

²⁾ Lettere, Machiavelli an Vettori, 10. Aug. 1513.

³⁾ Ebenda.

und in Tat und Wahrheit sind sie Herzog. Bei der ersten Gelegenheit machen sie sich ganz über Mailand her, rotten den herzoglichen Stamm und die ganze Nobilität des Staates aus. Bei der zweiten Gelegenheit werden sie ganz Italien durchlaufen und dasselbe erreichen.“¹⁾ Allerdings gesteht er wenig später: „Ich glaube ja nicht, dass sie, wie die Römer, ein Imperium aufrichten; aber ich bin überzeugt, dass sie Herren Italiens werden können wegen dessen Nähe und wegen unserer Unordnung und schlechten Bedingungen, in denen wir leben.“ Und weil ihn dies erschreckte, möchte er helfend eingreifen, und wenn Frankreich nicht helfe, so sehe er kein anderes Mittel „und ich will anfangen, mit euch den Ruin und die Knechtschaft zu beweinen, die eintreten wird, wenn nicht heute oder morgen, so doch noch so lange wir leben . . .“²⁾

Und da sich Vettori noch nicht von Machiavellis Argumenten überzeugen lässt, setzt dieser noch einmal und eindrücklicher ein: „Ich weiss ja nicht, was Aristoteles sagt über die lose organisierten Republiken; aber ich denke an das, was vernünftiger Weise sein könnte, was ist und was gewesen ist. Und ich erinnere mich, gelesen zu haben, dass die Lukumonen ganz Italien bis zu den Alpen besaßen, bis dass sie von den Galliern aus der Lombardei herausgeworfen wurden. Wenn die Aetoler und die Achäer keinen Fortschritt machten, so waren daran weniger sie, als die Zeitverhältnisse schuld“³⁾ . . . Wenn heute die Schweizer keine Untertanen machen wollten, legt Machiavelli weiter dar, weil sie selbst unter ihnen noch keine hätten, so sagten sie dies eben heute noch. Aber, wie früher gesagt, die Dinge entwickelten sich allmählich, und öfters würden die Menschen aus Zwang dazu geführt, etwas zu tun, was sie nie die Absicht hatten zu tun, und Völker pflegten langsam sich zu entwickeln. Die Sachlage sei doch heute die: sie hätten in Italien schon einen Herzog von Mailand und einen Papst tributpflichtig; das werde sie notwendiger Weise dazu führen,

¹⁾ Ebenda.

²⁾ Lettere, Machiavelli an Vettori, 26. Aug. 1513.

³⁾ Ebenda.

diese Tributarpolitik auf ihren Waffen weiter vorzutragen und ganz Italien ihrem System einzuordnen.¹⁾

Man mag gegenüber der Genesis und dem Horoscop, die Machiavelli vom Aufstieg der Eidgenossenschaft aufstellt, alles abziehen, was auf Rechnung einer pragmatisch-rationalistischen Geschichtsauffassung, einer höchst umsichtigen praktischen Politik und einer sehr starken Phantasie gebucht werden darf; es bleibt trotzdem richtig, dass Machiavelli den innern Zwang unserer Geschichte mit genialer Intuition erfasst hat. Wir begreifen, wie er Novarra mehr vielleicht als andere Italiener, weil er die Geschichte und den Tag nicht aus Augenblickserwägungen heraus beurteilte, so gut als Abschluss wie als Anfang einer Entwicklung auffassen musste. Er hat den schweizerischen Imperialismus in greifbare Nähe gerückt gesehen, die Schweiz schien für Italien Schicksal zu werden und damit auch für die florentinische Republik. Und wie schätzte er diese Schweiz im Rate der Mächte ein! „Wir haben einen weisen Papst, und deswegen würdig und verehrens-wert; einen unsteten und launischen Kaiser; einen verächtlichen und furchtsamen König von Frankreich; einen knauserigen und geizigen König von Spanien; einen reichen, wilden und ruhm-begierigen König von England; bestialische, siegreiche und unverschämte Schweizer; wir Italiener arm, ehrgeizig und verächtlich.“²⁾

Der Nachdruck in dieser Charakteristik liegt ganz offenbar auf den Schweizern. Sie allein machen ihm als politische Macht einen wirklich ernsthaften Eindruck. Der Grund aber, warum er in ihnen die wirklich dauernde poli-

¹⁾ Ebenda: Or e' non vogliono far sudditi, perchè non vi veggono dentro il loro: dicono così hora, perchè non ve lo veggono hora; ma, come io vi dissi per l'altra, le cose procedono gradatim et spesso gli huomini s'inducono per necessità a far quello che non era loro animo di fare, et il costume delle popolazione è ire adagio. Considerato dove la cosa si trova eglino hanno già in Italia tributari un duca di Milano et un papa; questi tributi egli hanno messi ad entrata, et non ne vorrano mancare, et quando e' venga tempi che uno ne manchi, la riputeranno ribellione, et sieno di fatto in sulle picche, et vincendo la gara, penseranno d'assicurarsene, e per fare questo, meteranno piu qualche briglia a chi li haranno domo, et così a poco a poco vi entrerra tutto.

²⁾ Lettere, Machiavelli an Vettori, 26. Aug. 1513.

tische Gefahr wittert, liegt in deren Waffengewalt, in ihrer Waffentüchtigkeit und Wehrverfassung.

Das war nun nach Navarra doch klar: es gab in Italien und ausserhalb keine Militärmacht, die für sich allein, ohne ein System von Militärbündnissen, in der Lage gewesen wäre, den Eidgenossen die Stirn zu bieten. „Merkt Euch,“ schreibt er Vettori, „die besten Heere, die es gibt, stellen die bewaffneten Völker (die Miliz!) auf, und ihnen können nur gleiche Heere widerstehen. Denkt an die Heere der Römer, Spartaner, Athener, Aetoler, Achäer, an die Schwärme von jenseits der Alpen und ihr werdet finden, dass diejenigen Grosses geleistet haben, die ihr Volk bewaffnet haben, wie Ninus die Assyrer, Cyrus die Perser, Alexander die Makedonen; und wenn ihr die Niederlagen und Siege der Franzosen betrachtet, so werdet ihr sehen, dass sie nur gegen die Italiener und Spanier gesiegt haben, welche ihnen gleiche, d. h. Söldnerheere, gehabt haben; aber heute, da Frankreich mit einem Volk in Waffen zu kämpfen hat, wie es die Schweizer . . . sind, hat es verloren und läuft Gefahr, noch mehr zu verlieren.“¹⁾ Was daher gekommen sei, dass Frankreich, hauptsächlich durch die Schuld Ludwigs XI., keine eigenen Soldaten besitze und das eigene Volk entwaffnet habe. Was soll man erst von den Italienern sagen?

Kurz, es sind die gewaltige physische Leistungskraft, die Lebenskraft des schweizerischen Volkes und ein Wehrsystem, das sich in der Geschichte, wie in der Gegenwart von damals und heute, als das beste erwiesen hat, die allgemeine Wehrpflicht, es ist das Volk in Waffen, das Machiavelli die Schweizer als italienische Gefahr, als zukünftige Imperialisten empfinden, bewundern und fürchten lässt.

Anfang und Ende seines Raisonnements auch zu Ausgang des Jahres 1514 sind: die Schweizer müssen aus Italien heraus. Und wenn er durch Vettori in Rom mittelbar berufen wird, seine Meinung auszusprechen über die vom Papste Leo X. einzunehmende Haltung in einem zukünftigen Austrag zwischen den Schweizern und Frankreich, da kommt noch einmal seine mit vielen fast stereotypen Gründen gestützte Furcht vor den Schweizern, vor deren Hegemonie, ja

¹⁾ Ebenda.

Despotie über Italien zum Ausdruck.¹⁾ Würden sie noch ein drittes Mal über Frankreich siegen, ganz Italien würde ihnen tributär, wenn nur ein weiterer Staat sich erst dazu verstanden hätte, und dann: „actum erit de libertate Italiae!“ Ein Papst, der im Bunde mit den Schweizern siegen würde, müsste häufige Kontributionen befürchten und in kurzer Zeit „seiner Knechtschaft und der ganz Italiens sine spe redemptionis gewärtig sein“; „denn die Schweiz ist eine Republik und bewaffnet, wie kein Fürst und Potentat.“²⁾

Da man in Italien zu Ausgang des Jahres 1514 mit Bestimmtheit auf den Versuch einer Rückeroberung Mailands durch die französische Monarchie rechnen, dieses Unterfangen aber sofort Koalitionen und Gegenkoalitionen rufen und bedingen musste, so wandte Machiavelli in höchst eindrücklicher, dialektisch bewundernswürdiger Weise allen Scharfsinn auf, um durch das Mittel Vettori dem entschlussunfähigen, durch seine Familienherrschaft in Florenz und durch das Papsttum gebundenen Leo X. begreiflich zu machen, dass er, der Papst, am wenigsten Risiko durch einen Anschluss an Frankreich laufe, wenn er sich schon für eine der beiden europäischen Koalitionen entscheiden müsse, und weil er aus einer schwächlichen und darum gefährlichen Neutralität heraustreten müsse. Es verbirgt sich aber bei Machiavelli zweifellos hinter all seinem dialektischen Gewebe nur der eine Wunsch: die Franzosen wieder in Italien zu wissen und durch ihr Erscheinen die Wiedergeburt der von den Medici befreiten florentinischen Republik zu erleben. Daher musste er sein Raisonement auf eine Niederlage der schweizerischen Republiken einstellen.

Den von Machiavelli erwünschten und doch so gefürchteten Zusammenprall hat das Jahr 1515 gebracht und er hat Machiavellis einen Wunsch wohl erfüllt: den Zusammenbruch der schweizerischen Herrschaft in der Lombardei. Nach Marignano durfte Italien aufatmen. Die still gehofften Weiterungen Machiavellis hat aber das Schicksal ver-

¹⁾ Besonders der wichtige Brief Machiavellis an Vettori, 20. Dezember 1514 (erster Brief).

²⁾ Ebenda und zweiter Brief vom 20. Dezember 1514.

sagt. Es blieb bei der mediceischen Herrschaft in Florenz; die Republik kehrte nicht wieder. Franz I. und Papst Leo vertrugen sich. Die Mediceer waren stärker als je in Florenz, und Machiavelli hatte nun Anlass, seiner unfreiwilligen Musse weiter zu leben, sich theoretisch in Politik und Geschichte zu vertiefen, den Ertrag seiner Beobachtung und seines Studiums in seinen Werken niederzulegen. Er hatte auch Anlass, seine Urteile zu revidieren. Und so stellen wir eine dritte Epoche in Machiavellis Urteil über die Schweizer fest. In denselben Jahren, da Machiavelli seine drei Staatschriften schrieb, liquidierten die Schweizer ihre Grossmachtstellung, zogen die Konsequenzen aus Marignano, schlossen Frieden mit Frankreich und traten schliesslich 1521 mit ihm in ein ewiges Bündnis. Sie sind auch hiemit, soweit sich dies mit diesem Bündnis vertrag, in die Zeit der Neutralität eingetreten, deren Notwendigkeit unmittelbar darauf einen neuen Grund im konfessionellen Zwiespalt erhielt.

Die Eidgenossen wurden also für Machiavelli nach Marignano Geschichte; er konnte sie nunmehr, da sie aus Italien abgetreten waren, unbefangen, sagen wir voraussetzungslos, *sine ira et studio* würdigen, und dies nun so persönlich genommen wie nur möglich.

In den drei Schriften, *Principe*, *Discorsi* und in der *Arte della guerra* hat Machiavelli seine Lehre von der Politik, vom Staatswesen und Staatsleben, gegeben, weniger, wie man etwa vermuten könnte, eine Lehre von den Verfassungen und den Verwaltungen, als die Naturgeschichte der Staatsformen und die moralpolitische Mechanik des staatlichen und sozialen Lebens. Die Frage interessiert ihn, wie und wann die Staaten entstehen, wachsen, sich ändern und vergehen, welche materiellen und moralischen Kräfte im weitesten Sinn wirksam sind. Wenn Machiavelli nun auch nie ein System aufgestellt hat, die drei Schriften sind doch energisch einheitlich gedacht und beruhen auf einer grossen Gesamtanschauung. Der Florentiner Denker hat seine Urteile über die Schweiz hauptsächlich in den *Discorsi*, man kann wohl sagen im Buch von der Republik, und, wie wohl begreiflich, in der *Arte della guerra* niedergelegt, spricht sich übrigens auch gelegentlich im *Principe* darüber aus.

Aus zwei Gründen war die Schweiz nicht gerade geeignet, ihm Material zu seiner Naturgeschichte der Republik zu liefern. Er kannte deren Geschichte sehr wenig, schon in deren äusserm Verlauf, ganz zu schweigen von den innern Verhältnissen, die für Machiavelli zu kennen wichtig gewesen wäre. Und dann war er zweifellos geneigt und dies mit Recht, an eine gewisse Stabilität der innern Zustände zu glauben; das erhellt aus seiner allgemeinen Auffassung und Wertschätzung wie mittelbar aus besonderen Äusserungen. Urteilt doch Machiavelli über die ob der antifranzösischen Stimmung, der politischen und sozialen Verbitterung im Sommer 1513 in der Schweiz ausgebrochenen und von Vettori in ihrer Bedeutung überschätzten Wirren: „Was die Parteiungen und Unordnungen angeht, von denen ihr sprecht, glaubt nicht, dass sie von einiger Wirkung sind, solange ihre Gesetze beobachtet werden, und die Schweizer sind so, dass sie die Gesetze lange respektieren werden. Denn dort können keine Führer sein und erstehen, die Anhang gewännen, und Führer ohne Anhang verschwinden rasch, ohne Wirkung. Und die sie jetzt getötet haben, werden Leute sein, die in den Behörden oder sonst durch ausserordentliche Mittel versucht haben, die französische Partei zu begünstigen; dabei sind sie entlarvt und beseitigt worden, was im dortigen Staatswesen soviel bedeutet, wie wenn man hier einige wegen Raub hängt.“¹⁾

Die Eidgenossenschaft kann auch sonst im Vergleich zur griechischen, römischen und gar erst italienischen Geschichte nicht entfernt wirklich erschöpfenden Aufschluss über die Naturgeschichte, die Entwicklung und fügen wir hinzu, die Pathologie der Republik und Demokratie liefern. Aus weiter Perspektive betrachtet hat sich das innere Leben unserer Republiken im grossen und ganzen merkwürdig still und organisch entwickelt und gehalten, d. h. ohne viel akute Revolutionen. Ist doch die grosse Revolution der städtischen Demokratie diesseits der Alpen, die Zunftbewegung, nicht einmal überall durchgedrungen. Einzig die Brun'sche Staatsumwälzung in Zürich, in deutschen Landen

¹⁾ Lettere, Vettori an Machiavelli, 20. Aug. 1513, und Machiavellis Antwort, 26. Aug. 1513.

der einzige Fall einer städtischen Tyrannis, einer Signorie im Sinne der politischen Renaissance, einzig sie hätte einen Beitrag zur Krisengeschichte der Republik liefern können. Aber warum hier suchen? Die auf der Demokratisierung der Masse aufgebaute Tyrannis war ja im Italien vom XIII. bis XV. Jahrhundert, im kleinen wie im grossen Masstab, die übliche Erscheinung. Während die Signorie, die Gewaltherrschaft des Einzigen, fast ausnahmslos das schliessliche Ergebnis der italienischen Kommune gewesen ist, hat sich die schweizerische Republik durchaus in ihrer Staatsform gehalten, hat sich in deren Rahmen wesenseigen und wesenstreu entwickelt, im ganzen ohne grossen Kraftaufwand und in Abwesenheit der grossen Leidenschaft, dies alles gemessen an dem jähren Charakter und den raschen, leidenschaftlichen Tempi der griechischen und italienischen Revolutionen. Im Vergleich zu diesen ist die Dialektik des Geschehens bei uns bis auf den heutigen Tag ungemein schwerfällig geblieben.

Aus all diesen Gründen finden wir bei Machiavelli über das Innenleben unserer Demokratien so gut wie gar keine Andeutungen, höchstens über die Kontrolle der Regierenden durch die Masse der Bürger. Hingegen vermochte er darüber zu urteilen, inwiefern die Eidgenossenschaft als lockerer Staatenbund in der Lage war, auswärtige Politik zu treiben. Er hat das negative Verdikt der Geschichte erlebt: Marignano. Er hat es sich zu eigen gemacht und schliesst sich jetzt in einem höchst lehrreichen Kapitel der Discorsi¹⁾ Vettoris Ansicht vom Jahre 1513 an.

Da argumentiert er nun also: Drei Wege haben die Republiken zu ihrer Vergrösserung eingeschlagen: die eine Methode besteht darin, dass sich eine Anzahl Republiken als gleichberechtigt zusammentun und ihr Gebiet durch Aufnahme neuer gleichberechtigter Bundesglieder vergrössern. Also die Achäer, Aetoler, Etrusker und Schweizer. Die zweite Methode besteht darin, dass eine Republik die Hegemonie übernimmt, befiehlt, regiert und die Unternehmungen ins Werk setzt: Rom. Der dritte Weg weist auf Athen und Sparta hin, die sich untertänige Gebiete

¹⁾ Discorsi, lib. II, cap. 4. Siehe oben S. 178/9.

geschaffen haben; dieser Weg ist verhängnisvoll und das Reich bricht zusammen, „weil jene ein Gebiet an sich gebracht hatten, das sie nicht zu behalten vermochten. Rom hingegen hat's gewonnen, weil es sich zur Gewinnung von Genossen verstanden und die Bewaffnung des Volkes durchgeführt hat.“

„Die zuerst angeführte Weise eines Bundes, wie sie die Etrusker, die Achäer und die Aetoler lebten und heute die Schweizer leben, ist nächst der der Römer die beste; denn da sie sich dabei nicht sehr ausdehnen können, folgt daraus zweierlei Gutes: erstens, dass du dir nicht so leicht einen Krieg auf den Hals ziehst, zweitens, dass du, so viel du gewinnst, mit Leichtigkeit festhältst.

Die Ursache, weshalb sie sich nicht ausdehnen können, liegt darin, dass es eine geteilte Republik ist, die an verschiedenen Orten ihren Sitz hat, was ihnen die Beratungen und Entschliessungen schwer macht. Es bewirkt auch, dass sie kein Verlangen danach tragen zu herrschen; denn weil es viele Gemeinwesen sind, die an dieser Herrschaft teilnehmen würden, so schätzen sie eine solche Erwerbung nicht so hoch, wie eine einzelne Republik tut, welche sie ganz zu geniessen hofft.

Ausserdem regieren sie sich durch eine Versammlung und müssen also langsamer zu jedem Beschlusse kommen als die, welche innerhalb derselben Ringmauer wohnen. Die Erfahrung zeigt auch, dass diese Verfahrungsweise ihre feste Grenze hat, für deren Ueberschreitung wir kein Beispiel haben, und diese ist, sich zu zwölf oder vierzehn Gemeinwesen zu verbinden, danach keine weitere Ausdehnung zu suchen; denn wenn sie die Stufe erreicht haben, wo sie sich gegen Jeden verteidigen zu können glauben, begehren sie kein grösseres Gebiet, sowohl weil die Notwendigkeit sie nicht zwingt, mehr Macht zu besitzen, als auch, weil sie aus den oben genannten Gründen keinen Vorteil in Eroberungen erblicken; da sie eins von beiden tun müssten, entweder fortfahren, sich Genossen zu verschaffen, und diese Menge würde Verwirrung hervorbringen; oder sie müssten sich Untertanen schaffen, und da sie dabei Schwierigkeiten

sehen und keinen Vorteil dabei, welche zu haben, so liegt ihnen nichts daran. Deshalb wenden sie sich, sobald sie zu einer solchen Anzahl angewachsen sind, dass sie in Sicherheit leben zu können glauben, zu zwei Dingen: erstens Schutzbefohlene anzunehmen und Schirmherren zu werden und auf diese Weise von allen Seiten Geld zu ziehen, welches sie leicht unter einander verteilen können, und zweitens für andere Kriegsdienste zu tun und Löhnung von diesem und jenem Fürsten zu empfangen, der sie für seine Unternehmungen mietet, wie man es heute die Schweizer tun sieht und wie man liest, dass es die obengenannten taten Man sieht auch, dass das Verfahren, sich Untertanen zu schaffen, immer schwach gewesen und wenig Vorteil gebracht hat, und wenn sie nur das Mass dabei überschritten, sie schleunigst untergegangen sind. Und wenn dieses Verfahren, sich Untertanen zu schaffen, bei bewaffneten Republiken unvorteilhaft ist, so ist es ganz unvorteilhaft bei den waffenlosen, wie in unsern Zeiten die Republiken Italiens waren . . .“

Machiavelli hat damit Wesentliches über die problematische Aktivität und Expansionsmöglichkeit eines lockern Staatenbundes, wie es die damalige Schweiz war, gesagt. Man erwäge nur die Schwierigkeiten, die gemeinsame Eroberungen und deren Verteilungen immer im Schosse der Eidgenossenschaft hervorgebracht haben; man vergegenwärtige sich die Buntheit der staatsrechtlichen Lösungen im schweizerischen Bundeswesen, Ergebnis von politischen Verlegenheiten, Kompromissen oder Minimallösungen: verschieden berechnete Vollglieder im Bund, zugewandte Orte, Schirmorte, verburgrechtete Orte und Dynasten. Und die gemeinen Vogteien sind ein sehr leidiges Kapitel unserer Geschichte, nicht im Entferntesten zu vergleichen mit Untertanenverhältnissen, wie sie eine kraftvolle, Rom an Gesinnung und Staatsbewusstsein ähnliche Republik wie Bern geschaffen und beobachtet hat. Im Uebrigen sehen wir heute etwas tiefer in die Bedingungen unserer misslungenen Expansion: sie sind gegeben in der Divergenz der auswärtigen Politik, die die acht alten Orte jedes einzeln so gut wie souverän getrieben haben. Der einzige Versuch, aus dieser unheilvollen Schwere erlöst zu werden, unternommen in den Vorverhandlungen zum Stanser-

verkommenis, ist misslungen. Aber Machiavelli wäre in seiner Entmutigung schon froh, wenn es der Toscana gelungen wäre oder gelingen würde, ein Staatswesen wie das schweizerische zu schaffen. Er sieht nun in der Schweiz ein Ideal.

Jetzt ist auch der Augenblick gekommen, wo er sich ruhig mit der Wehrverfassung der Eidgenossen auseinandersetzen kann. Seine Urteile gründen sich durchaus auf die üble Erfahrung, die die Italiener in den letzten zwanzig Jahren mit ihrem Wehrsystem gemacht haben. Auf der einen Seite der italienische Signore, aus Misstrauen gegen die Bürger und Untertanen, und auf der andern Seite die italienische Stadt, diese vor allem merkantilistisch und kommerziell gerichtet, haben seit dem XIV. Jahrhundert die allgemeine Wehrpflicht der Städter in steigendem Masse fallen lassen und sind zum Söldner- und Condottierensystem übergegangen. Das hat sich nun freilich dermassen ausgewachsen, dass sich schliesslich im XV. Jahrhundert die grossen Condottieri gleich souveränen Mächten in Italien bewegt, die Relativität, das labile Wesen und den Zug zum Illegitimen, Usurpatorischen in Italien noch vermehrt haben. Diese Wehrverfassung genügte für Italiener gegen Italiener. Vor dem Ansturm der Franzosen, Schweizer und Spanier ist sie jämmerlich zusammengebrochen und hat die politische Welt mit sich gerissen. Mit andern Staaten hat auch Florenz dafür bitter büssen müssen.

Machiavelli hat versucht, das richtige Wehrsystem aufzustellen, wieder auf Grund der Erfahrung und des Erlebnisses und durch das Studium der Antike.¹⁾ Ich muss es mir versagen, darauf einzugehen, wie er in eklektischem Verfahren und aus einem starken Misstrauen gegenüber kleinen und grossen Feuerwaffen — die Römer und Schweizer sind schuld an seinem Vorurteil, und Marignano und Biccocca haben ihn nicht belehrt — zu seinen Reformvorschlägen in der Organisation und Taktik gekommen ist und welche Elemente er besonders bei den schweizerischen Fusstruppen — „sie allein haben von der antiken Miliz einen Schatten

¹⁾ Arte della guerra.

bewahrt“¹⁾ — als brauchbar empfunden und gewählt hat.²⁾ Genug: die Schweizer waren ihm hierin ein Gegenstand ersten Studiums für die Bewaffnung und für die Schlacht. In diesen Dingen waren aber sie, die Machiavelli im Jahre 1514 noch die Lehrmeister des modernen Krieges nannte, zum Teil schon durch die Spanier und durch die Franzosen überholt. Der Gedanke aber, den sie über alle Niederlagen hinweg vor der Welt verwirklicht und ihr unverlierbar geschenkt haben, war: das Volk in Waffen, die allgemeine Wehrpflicht. Das damalige Italien, die damalige Welt hat es erlebt, welche ungeheure Kraft in einem allgemein bewaffneten Volke lebt, und Machiavelli wird nicht müde, das allgemeine Aufgebot zu preisen und es als das System der Zukunft, weil es sich in der Vergangenheit bewährt hat, zu verkünden. Das Volk in Waffen wird sein *ceterum censeo*. Das grosse Neue und Fruchtbare, das im Kriegswesen durch die Schweizer in Erscheinung getreten ist, hat er damit dauernd festgehalten und theoretisch begründet. Das XIX. und XX. Jahrhundert haben den Schweizern restlos, wenn auch furchtbar Recht gegeben.

Hinter Machiavellis Miliz birgt sich nun allerdings ein republikanischer Hintergedanke. Er sieht den engen Zusammenhang zwischen Waffenfähigkeit der Bürger, allgemeiner Wehrpflicht und bürgerlicher Freiheit; er weiss historisch, dass sich die bürgerliche Freiheit in der Masse vermindert hat, wie die Entwaffnung der Bürgerschaften, freiwillig und unfreiwillig, durchgeführt worden oder durchgedrungen ist. Er sieht in der allgemeinen Wehrpflicht ein Mittel gegen den Absolutismus in der einen und andern Form, gegen die Oligarchie und gegen die Signorie. Auch in dieser Erkenntnis geben ihm gewisse Wandlungen im heutigen Weltkrieg Recht. Die Verwirklichung beider Forderungen: Freiheit und Wehrpflicht, erweckt seine Bewunderung für die Schweizer. Aus ihrer Einführung in Italien erhofft er eine Renaissance des Vaterlandes.

¹⁾ *Arte della guerra*, pag. 320.

²⁾ *Arte della guerra*, pag. 300, 307, 320, 362/3, 983/5, 479; übrigens auch *Principe* cap. 12 und 26; *Discorsi lib. II*, cap. 12 und 16. Ueber die „*Arte*“ etc. siehe Villari, Bd. III, S. 77.

Machiavelli ist im Grunde seines Wesens trotz dem oft missverstandenen Buch vom Fürsten Republikaner. Darum auch seine Sympathie für die Lösung, die die schweizerischen Republikaner gefunden haben. Als Florentiner ist er auch durchaus kleinstaatlich veranlagt und hegt ein leises Grauen vor den modernen Grosstaaten Spanien und Frankreich.¹⁾ Er sieht im Kleinstaat die denkbar grösste Möglichkeit für das Entstehen tüchtiger, kraftvoller Persönlichkeiten, für deren Auswachsen der Absolutismus ungünstig wirkt. Denn der absolute Staat zieht alle „Virtù“, die Kraft und Moral der Einzelpersönlichkeit, an sich und sättigt seine abstrakte Staatsmoral auf Kosten der lebendigen, persönlichen „Virtù“; daher sein Wort: „aus Republiken gehen mehr hervorragende Männer hervor als aus Monarchien, wo man die Tüchtigkeit mehr fürchtet als ehrt“²⁾ und „wo es viele Staaten gibt, entstehen viele tüchtige Männer, wo es wenige gibt, wenige.“³⁾ Der Florentiner Republikaner fühlt nun eine Solidarität mit den Schweizer Republiken.

Die Schweizer werden ihm aber noch aus einem weitem Grunde zum Idealvolk, gemessen an den Römern, die er über alles stellt und immer vergleicht mit seiner eigenen Zeit, die als verweichlicht, überkultiviert, korrupt, politisch und sittlich zerfallen hinzustellen er nicht müde wird. Die Quelle dieses moralistischen Zuges bei Machiavelli dürfen wir im Bedürfnis suchen, die tiefern Gründe für den politischen und militärischen Zerfall Italiens aufzudecken. Das italienische und das schweizerische Extrem weiss nun Machiavelli nicht besser eindrücklich zu machen, als dass er Papsttum und Schweizer einander in verwegener Kühnheit gegenüber hält: „Wer über den Anteil (des Papsttums an der italienischen Korruption) durch die sichere Erfahrung rasch Wahrheit haben will, der sollte so viel Gewalt besitzen, dass er den römischen Hof mit der Macht, die er in Italien hat, in das Land der Schweizer schicken könnte;

¹⁾ Darüber siehe E. W. Mayer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff der Virtù (Bd. 31 der Historischen Bibliothek) p. 117, München und Berlin 1912, beiläufig: eines der besten Bücher über Machiavelli.

²⁾ Discorsi lib. II, cap. 2.

³⁾ Arte della guerra, pag. 271.

sie sind heute das einzige lebende Volk, das in der Religion und den kriegerischen Einrichtungen nach der Weise der Alten lebt. Und da würde man denn sehen, dass die traurigen Gepflogenheiten der Kurie in kurzer Zeit in jenem Land mehr Unordnung anrichten würden, als irgend ein anderes Ereignis, das irgendwann dort eintreten könnte.“¹⁾ Und in unmittelbarer Nähe der Satz: „Wer heute eine Republik gründen wollte, würde unter den Bewohnern der Gebirge, wo noch keine „Civiltà“ (rationelles Staatsleben und Kultur!) besteht, eine leichtere Aufgabe finden als unter den Stadtbewohnern mit ihren verdorbenen Sitten.“²⁾

So machen denn einerseits die Einfachheit und Mässigkeit des Lebens, die Achtung vor den Gesetzen, die ungebrochene kriegerische Kraft, die Unbedenklichkeit, mit der diese Schweizer in die Welt und in den Kampf getreten, die Machiavelli bei diesem Volke beobachtet oder wahrzunehmen geglaubt hat, und andererseits die aus der nationalen Schande Italiens heraus geborene gebieterische Forderung der Regeneration von Gesellschaft und Staat auf einmal aus denen, die Machiavelli vor wenig Jahren noch „bestiali“ gescholten hat, eine Art Idealvolk. Um der leidenschaftlichen Liebe zum italienischen Boden willen hat er vor wenig Jahren die Schweizer in bangem Grauen geschmäht, — um derselben Liebe willen hebt er sie, die nunmehr ungefährlichen, über alle Völker. Mit Recht nimmt man bei Machiavelli eine Neigung zur Idealisierung des Naturzustandes wahr. Die Quelle dafür ist so gut die Antike wie die aus der Ueberkultur heraus geborene nationale Schwäche Italiens, das eigene Erlebnis der grauenvollen Not der Zeit, und sein untrüglicher Sinn für alles sozial und staatlich Starke und Gesunde.

Machiavelli hat damit als erster unser Alpenvolk als Ideal hingestellt und in Gegensatz gebracht zur gesellschaftlichen und staatlichen Kultur der Renaissance. Zwei Jahrhunderte später haben ein Haller, ein Rousseau und Schiller wiederum das Alpenleben und Alpenvolk und seine politische

¹⁾ Discorsi lib. II, cap. 12.

²⁾ Ebenda, cap. 11.

³⁾ Siehe E. W. Mayer, pag. 101, wie oben Anm. pag. 271, 1.

Sendung einer überkultivierten und absolutistischen Zeit vor Augen gehalten.

Es wäre nun natürlich nahe gelegen, all die Urteile der damaligen Welt über die Schweizer mit Machiavelli in Parallele zu setzen und seine Auffassung besonders an den ihm zeitgenössischen humanistischen und reformatorischen Moralisten, die bekanntlich so gut wie Heutige, ganz anderer Meinung sind, zu messen. Aber diese und jene vergreifen sich im Mass, im Pathos und in der Schelte, und vor allem sehen sie den Dingen nicht recht auf den Grund. Diesen Vergleich durchzuführen, hätte auch zu weit geführt und eine besonders breite Untersuchung verlangt.

So möge es genug sein, einen Begriff davon gegeben zu haben, mit welchem Gewicht und von welcher Tragkraft die damalige Schweiz bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte von einem Manne empfunden worden ist, der über ein politisches und historisches Feingefühl verfügt hat, wie wohl wenige in jenen Tagen. Ein Zweck mehr soll erreicht sein, wenn das Urteil eines doch so kühlen, auf die unbestechliche, erbarmungslose Wahrheit eingestellten Charakters wie Machiavelli als auch bedingt erwiesen worden ist, und damit die allgemeine Erfahrung erhärtet wird, wie durchaus persönlich und vom Erlebnis bedingt Urteile Einzelner über ihre Zeitgenossen, über ihre Zeit und deren Erscheinungen aufzufassen sind. Und wenn ersichtlich geworden ist, dass sich dieses persönlich Bedingte auch in die Abstraktionen, in Theorien und Ideale hinein verflüchtigt, dort gerettet und seinen höheren Trost, höhere Rechtfertigung und höhere Wirklichkeit gesucht hat, so ist damit die Gebundenheit alles geisteswissenschaftlichen Denkens an die Persönlichkeit und das persönliche Erlebnis dargetan.

Aber auch die Parteien und Nationen sind in weitestem Sinn persönlich bedingt und befangen in ihrem politischen und historischen Urteil. Es ist dies eine Sachlage, die man sich gerade in unserer heutigen, Geister verwirrenden Zeit klar vor Augen zu halten hat. Diese Klarheit und Ruhe haben wir selbst, so lang wir nicht im Kriege begriffen sind, zu unserm nationalen Heil durchaus nötig, nötiger, als wenn wir aus der Geschichte und geschichtlichen Urteilen heraus

uns immer wieder einreden wollten, optimistisch: was für Prachtskerle unsere Vorfahren, pessimistisch: was für Nichtsnutze und Verschleuderer nationaler Kraft sie gewesen seien. Wenn die Geschichte hier wirklich uns etwas lehren kann, ist es eine reine Erkenntnis, die mutmassliche Relativität alles politischen und historischen Urteils. Wenn aber daraus eine Aufgabe abgeleitet werden soll, dann kann es nur die Forderung sein, dass diese Relativität in jedem einzelnen Fall erkannt werden muss, bevor man den Mut aufbringt zu sagen: Das ist Wahrheit, das ist die Wahrheit.
